

CUBER

LESEPROBE | BAND 1

ALLES AUF ANFANG



Robert Lukasczyk

IMPRESSUM | LESEPROBE

Leseprobe der aktuellen Auflage (November 2022)



made with ❤️ by urakscha

Nachdruck, Vervielfältigung, sowie jede Form der analogen oder digitalen Nutzung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung von Robert Lukasczyk.

© 2022 | Robert Lukasczyk | Karl-Marx-Allee 120 | 10243 Berlin

ISBN BAND 1 | 978-3-00-073837-1

Web | @urakscha

Als Visionär will ich in anderen den Mut wecken ihre Genialität zu leben.

ATMOS6.DE
ATMOS6.SHOP

LESEPROBE

Rein gar nichts von dem, was ich bei und an mir trage, hat es geschafft, trocken zu bleiben. Das Schlimmste sind allerdings die nassen Socken. Kaum sind sie am Feuer getrocknet, saugen sie sich wieder voll. Ich stelle fest, dass ich dringend an neues Schuhwerk kommen muss, als mein Zeigefinger unterm Schuhprofil zu sehen ist, nachdem ich mit ihm von innen durch das Loch in der Sohle gefahren bin. Mir ist bitterkalt. Ich kann gar nicht aufhören zu zittern und wirklich warm werde ich auch nicht, durch das Häuflein Elend von Feuer. Damit ich nicht auch noch von oben nass werde, ziehe ich die große dunkelgrüne Plastikplane wieder etwas enger um mich herum, binde das Nylonseil fest, stelle meinen Rucksack mit darunter und wische mir das eisige Regenwasser von der Stirn, von dem ich einen ganz fürchterlich stechenden Kopfschmerz habe. Zum Glück habe ich die Plastikplane und das Nylonseil vorhin auf einem Jägerhochstand gefunden – jetzt bieten sie mir Schutz vor dem Regen, der seit den letzten Tagen vom Himmel stürzt. In den letzten vierzehn Stunden – seitdem ich das Lazarett verlassen habe – bin ich nur in den Wäldern unterwegs. Sobald ich auch nur in die Nähe eines Dorfes komme, befinde ich mich in Schwierigkeiten. Deshalb mache ich einen großen Bogen darum – zumindest insofern es möglich ist. Vorhin habe ich dadurch allerdings einen halben Tagesmarsch eingebüßt. Viel zu spät ist mir aufgefallen, dass ich im Kreis gelaufen bin und mich im Anschluss noch verirrt habe. Im Gegenzug konnte ich den Weltuntergang Weltuntergang sein lassen; keine Menschenseele habe ich

angetroffen, kein Monster hat mich verfolgt, und die Lichter haben mir ebenso wenig den Weg gewiesen. Ein paar Stunden Ruhe – dafür bin ich echt dankbar. Naja, ein wenig habe ich doch mitbekommen. Vereinzelte Feuergefechte an den Waldrändern haben mir den Weg gewiesen. Ihr Geballer und die Schreie der Männer und Frauen, die mit dem Tod ringen, sind unüberhörbar von Baumwipfel zu Baumwipfel gesprungen. Auf einer Landstraße habe ich heute Nachmittag dann ein Straßenschild gesehen, das mich wieder auf den richtigen Weg zur nächsten großen Stadt gebracht hat. Morgen sollte ich sie erreichen.

Mein Magen knurrt. Ich werde mich mal etwas in meinem Rucksack umsehen. Nicht, dass ich nicht wüsste, was darin ist. Es ist einfach ein Ritual wie früher, als alles gut war, ich Hunger und Appetit hatte, zum Kühlschrank ging, schaute, was ich darin fand und doch nichts mitnahm. Das am besten zehnmal hintereinander. Hunger hatte ich trotzdem. Aber es war nie das drin, worauf mein Appetit mich einlud. Wenn jemand meine Gedanken lesen könnte, würde er förmlich von meinem Wunsch erschlagen werden, wieder vor diesem verdammten Kühlschrank stehen zu wollen und mich partout nicht entscheiden zu können. Ich öffne die beiden Knoten der Kordel und ziehe die Schnur weit auseinander. Wie ein kleines Kind, das in eine bunte Bonbontüte guckt, fällt mein Blick in diesen feuchten, leeren Sack. Ganz in der Hoffnung, dass doch irgendetwas von dem, worauf ich Appetit habe, darin wäre. Für eine Tafel Schokolade würde ich sterben – am besten sollte es eine mit einzelnen Haselnüssen sein, auf denen ich dann ganz lange kauen könnte. Jedes einzelne Stück würde ich zweiunddreißigmal

kauen. Ich würde meine Augen schließen und bei jedem Bissen genießen, wie die Haselnüsse zwischen meinen Backenzähnen liegen und knackend zermahlen werden. Mhhh, mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Im gleichen Moment gluckert und rebelliert mein Magen schon wieder. Meine Hand wühlt hin und her. Kurze Bestandsaufnahme: Alles, was noch übrig ist, sind zwei von vier Assietten mit Cevapcici, die mir Spinne offenbar mit dem versiegelten Brief in den Rucksack gelegt hat. Außerdem habe ich noch die Feldflasche mit klirrend kaltem Wasser, zwei schrumpelige, mit braunen Stellen übersäte Äpfel, diese lustige zwei-in-eins Löffelgabel und den rostigen Becher, der in dem Hochstand lag. Meine übrigen Magazine für den Karabiner trage ich links und rechts in meiner Weste.

Binahe bin ich vorhin beim Versuch verzweifelt, ein Lagerfeuer zu machen. Das nasse Holz hat die Angelegenheit ernsthaft verkompliziert; am Ende habe ich es dann doch noch geschafft, nachdem ich ein paar trockene Äste unter einer großen Baumkrone gefunden habe. Ich kann froh sein, dass ich in einem Müllsack im Wald das Feuerzeugbenzin gefunden habe. Abgesehen davon lag dort nur unbrauchbarer Schrott – also: Danke lieber Umweltverschmutzer, dass du mir das Leben gerettet hast! Vielleicht lebst du ja sogar noch? Und ich meine ... Wie cool ist das denn bitte?! Ich. Habe. Feuer gemacht! Muss ich mir jetzt mit den Fäusten auf die Brust klopfen?

»Naja, ein Gaumenschmaus wird das trotzdem nicht werden«, *sage ich laut zu mir, als ich mir eine Aluminium-Assiette herausnehme, in der Hand halte und genau weiß,*

dass es mit dem mickrigen Feuerchen ewig dauern wird, bis das Essen warm ist.

Ich streife die Papierbanderole herunter und ziehe den Pappdeckel ab. Nach kurzem Herumstochern im Reis und auf den vereinzelt Fleischklumpen, pikse ich einen Happen mit der Gabel auf und stelle mir vor, dass ich noch nie etwas Besseres gegessen habe. Fehlt nur noch ein lieblicher Rotwein. Würde mir das Geplätscher der Regentropfen nicht so auf die Ketten gehen, wäre der Abend ja beinahe aller erste Sahne ... Oh Gott ... Sahne. Das wäre es jetzt. Tatsächlich ist diese Mahlzeit gar nicht so verkehrt. Hm, eigentlich ist das wie mit Jugendherbergstee – nach einem langen Wandertag erwartest du von diesem Getränk gefühlt gar nichts – und genau das bekommst du auch. Du wirst einfach nicht enttäuscht.

Noch bin ich nicht vollständig gesund. Die Schwellung an meinen Mandeln ist zwar fast abgeklungen, trotzdem sind sie noch trocken und gereizt. Ich hatte keine Probleme den Reis zu schlucken, aber beim ersten Bissen vom scharfen Fleisch bekomme ich einen lauten Hustenanfall, der mir die Tränen in die Augen treibt. Darauf müsste ich direkt einen Schluck Wasser trinken – wenn da nicht gerade dieses entfernte Rascheln und Knacken im Unterholz gewesen wäre. Fuck. Hätte ich nicht husten müssen, wäre leise geblieben und hätte mehr aufgepasst, säße ich hier noch allein. Schnell schmeiße ich Dreck und nasses Moos auf das brennende Holz; hätte ich mir gleich denken können, dass ich mit dem Feuer jemanden anlocke. Die Dämmerung hat schon längst begonnen und so erkenne ich nicht gleich, wer oder was sich mir dort nähern will.

Mein Herz fängt an zu rasen, das vorsichtige Getapse kommt immer näher. Ich reiße meine Augen auf, soweit ich nur kann, um jedes Restlicht aus der Finsternis des Waldes filtern zu können. Leise gleitet meine Hand hinunter zu meinem Schoß, damit ich an den Karabiner komme und ihn entsichern kann. Jetzt bloß kein Geräusch machen, ich bin eigentlich gar nicht da. Ein leises Klicken begleitet das Drehen des Sicherungsschalters. Plötzlich – kein Mucks mehr zu hören. Nur noch das bescheuerte Trippeln dieses lästigen Regens. Meine Atmung wird so schnell wie die eines Karnickels. Mein Körper und ich bereiten sich auf das Schlimmste vor. Lass es bitte kein sonderbares Wesen oder irgendeine andere kranke Scheiße sein. Bitte nicht. Bitte, bitte nicht.

Ich drehe meinen Kopf langsam nach links, um mehr hinter dem Baumstamm zu erkennen. Böser Fehler – sofort setzt wieder das Kratzen im Hals ein. Wenn ich jetzt huste, weiß dieses Ding wo ich bin und es ist aus. Den Karabiner bereits im Anschlag, hole ich auf einmal unbewusst tiefer Luft und kann mein reflexbedingtes Räuspern nur noch schwer unterdrücken. Da ist es wieder – dieses Geräusch, als würde irgendwas mit ganz vielen Füßen durch das nasse Laub fegen und jeden Schritt mehr oder minder mit Absicht lauter werden lassen, nur um mich einzuschüchtern, um zu zeigen, dass es Macht über mich hat und nichts zu fürchten vermag. Es kommt immer näher. Ich scheiße mir gleich in die Hosen. Ich schließe einfach die Augen und hoffe, dass es schnell zu Ende geht. So fest kneife ich meine Augen zusammen, dass ich eine Zitrone damit auspressen könnte. Meine Lunge ist am Zerbersten vor Anspannung. Mir wird heiß und kalt. Ein

Gefühl, als poltert und klopft mein Herz gleich an meinen Rippen vorbei und schlägt durch meinen Brustkorb. Der Karabiner und meine Hände klappern wie Kastagnetten. Ruckartig erschreckt mich ein lautes Krachen. Ich zucke zusammen. Das Echo des Schepperns verbreitet sich zwischen den Bäumen und hallt von Ast zu Ast ... Bis alles verstummt.

Habe ich abgedrückt? Ist irgendwas explodiert? War das ein Donner des Gewitters? Bin ich tot? Noch immer sitzt mir der ohrenbetäubende Knall in Mark und Knochen. Und wieder höre ich nichts. Gar nichts. Gar nichts hören, ist gar nicht gut. Besonders, wenn man nichts sieht. Einzig der Regen, der mich nicht in Ruhe lässt, rasselt weiter durch die Äste. Mein ganzer Körper verkrampft vor Angst um mein Leben; ich ziehe mich so stark zusammen, dass ich nur noch einen Meter groß wäre, stünde ich jetzt auf. Ich drücke meine Zähne so fest zusammen, dass mein Unterkiefer schmerzt – und das nur, um mich von allem abzulenken und meine Konzentration nur auf mich und meine letzten Momente auf dieser Welt zu lenken. Keine Stöcke mehr, die zertreten werden. Kein raschelndes Laub, seitdem es geknallt hat. Neben meinem Zähneknirschen ist da nur ein schnelles, unheimliches, gruseliges Atmen. Fast wie ein Hecheln. Fünf Meter neben mir. In der gleichen, schnellen Atemfrequenz, wie ich sie vorgebe. Ich will gar nicht wissen, was das ist. Die fünf Meter sind gerade wie die letzten fünf Sekunden meines Lebens. Es starrt mich bestimmt die ganze Zeit an.

Dieser Gedanke zermartert mein Gehirn. Irgendwas steht da draußen, guckt mich die ganze Zeit einfach nur an, atmet mir fast ins Ohr. Macht sich einen Witz daraus, mich so leiden

zu sehen. Kann es nicht erwarten mich zu holen. Verrückt – ich bin so tief in meinen Körper versunken, dass alles andere draußen ist. Es muss mich schon die ganze Zeit gesehen haben, seit ich das erste Mal gehustet habe. Bestimmt habe ich es durch das Feuer angelockt. Wie bescheuert bin ich eigentlich? Warum verstecke ich mich noch in mir selbst? Ich will nicht kampflös sterben! Unter der ekelhaftesten Gänsehaut, die ich je gespürt habe – widerlicher noch als die Gänsehaut auf einer Hautpartie mit Sonnenbrand, entscheide ich mich zu dem, was mir als Letztes übrigbleibt. Ich sollte mich der Angst stellen, ihr ins Auge sehen und mich ...

»Argh!«, brülle ich lautstark mit tiefer Stimme und reiße meine Augen auf.

Unerwartet verändert sich das schaurige Hecheln dieses Monsters zu einem abrupten, hellen Ton. In Sekundenbruchteilen reiße ich die Arme hoch. Beide Hände an die Waffe gekrallt, drehe ich meinen Oberkörper nach links und ziele über Kimme und Korn zwischen die Augen. Den Finger am Abzug – bereit zu feuern ... Auf ein mir bekanntes Gesicht.

Meine Atmung fällt sofort in tiefere und langsamere Atemperioden, mein Herz hingegen galoppiert noch immer. Mein Gewehr senkt sich, dank wackliger, angespannter und zitternder Arme, nur langsam nach unten. Unsere Blicke in der eisigen Dunkelheit gefangen, können wir nicht voneinander loslassen – als hätte jeder von uns mehr Angst als der andere. Ein Regentropfen läuft seine schwarze Nase herab und fällt zu Boden. Es senkt den Kopf und winselt; das

kleine dürre Hündchen, das ich im Revier gesehen habe. Der kleine Krümel muss mir nach seiner sofortigen Flucht mit der Wurst bis hierher gefolgt sein. Gut möglich, dass er irgendwo Witterung von mir aufgenommen hat. Er hat ein gutes Näschen.

Behutsam kommt er näher, bis er sich dicht an mich heran kuschelt. Krümel ist abgemagert bis auf den letzten Knochen. Kein Wunder, er hat ja nie gelernt zu jagen. Sein Leben ist abhängig von den Menschen – so wie wir untereinander abhängig voneinander waren. Verwunderlich, dass ich ihn allein angetroffen habe. Die letzten Hunde, die ich gesehen habe, haben sich zu Rudeln zusammengeschlossen. Aber er zieht sein Ding für sich durch. Damit haben wir schon zwei Sachen gemeinsam: Den Alleingang und die Sehnsucht nach einem großen Stück getrockneter Salami. Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie gut es tut, mal wieder Nähe von einem Lebewesen zu spüren. Ihm geht es bestimmt nicht anders. Welcher Rasse er wohl angehört? Ich kenne mich echt nicht mit Hunden aus. Vage kann ich behaupten, dass er etwas alt und tattrig wirkt. Das könnte aber auch die Unterernährung und die Nass-Kälte sein. Ein Wunder, dass der Knirps noch nicht erfroren ist. Das Nylonseil gelöst, ziehe ich ihn zu mir, lege die Plane über ihn und stelle ihm die Assiette mit dem Reis vor die Schnauze.

Mit seiner langen Zunge leckt er mir wie wild das Gesicht. Alter. Das ist derbe ekelhaft – lange lasse ich das nicht über mich ergehen. Ob er zubeißen würde? Hoffentlich nicht. Er sollte wissen, dass er von mir etwas zu futtern bekommt. Auch wenn Krümel vermutlich schlicht und einfach nur Hunger hat, wage ich mir einzubilden, dass er sich freut,

endlich jemanden gefunden zu haben, der bei ihm ist. Unter lautem Schmatzen macht er sich sofort über das Abendbrot her. Junge, der frisst ja wie ein Schwein ... Beinahe verschluckt er sich und würgt kurz, nur um dann noch mehr Essen in sich hineinzuschaukeln. Ich weiß, warum ich eigentlich kein Hundemensch bin. Aber bin ich ein Katzenmensch? Eigentlich auch nicht. Ich denke, ich komme mit beiden für eine gewisse Zeit klar – irgendwann habe ich dann aber auch wieder genug.

Keine Minute später ist alles bis aufs letzte Reiskorn weggeschlabbert. Meine Hand greift nach der Feldflasche, um die Assiette mit Wasser zu befüllen. Nach ein paar Minuten über dem neu entfachten Feuer, macht sich Krümel über das warme Wasser her, legt im Anschluss seinen Kopf auf meinen Schoß und leckt noch einmal meine Hand. Ich kraule ihm den Nacken und den Kopf zwischen seinen Ohren. Von Kopf bis Schwanz streichelt meine flache Hand über Krümels dichtes, dreckiges Fell. Brummend genießt er diese Streicheleinheit. Doch ein lautes Krachen – wahrscheinlich eine Explosion – schreckt uns aus unseren ruhigen Minuten. Verflucht! Das hatte ich absolut verdrängt. Selbiges Donnern ließ ihn und mich bereits vorhin erstarren, als ich dachte, ich hätte den Abzug betätigt. Nur war es nun lauter und ist vermutlich nicht mehr weit weg von uns. Dann war das doch kein Gewitter-Donner. Eher kam das von der gruseligen Hütte, hinter dem Hügel, hier im Wald. So schnell ich kann, packe ich alles in meinen Rucksack, rolle die Plane zusammen und binde sie an der Kordel fest.

»Hier trennen sich unsere Wege, Krümel«, teile ich dem kleinen Hündchen mit, als ich den oberen Handgriff des Karabiners berühre.

Wieder schaut er mich – wie im Polizeirevier – erwartungsvoll mit großen, treuen Augen an und macht jetzt auch noch brav Sitz. Ich nehme meine Beine in die Hand und sprinte los – Hauptsache weit weg von diesem Hügel und an einen vorerst sichereren Ort. Dutzende Meter gerannt, drehe ich mich um und bin gezwungen stehenzubleiben. Krümel sitzt noch immer da, wedelt sein Schwänzchen hin und her und wartet artig auf mich. Mit der Angst um mein Leben will ich zwar weiterrennen, aber kann ihn auch nicht zurücklassen und denen ausliefern – ich will doch auch nicht allein gelassen werden; das ist mir schon zu oft passiert. Flüsternd rufe ich ihm zu und beuge mich herab.

»Kommst du jetzt her!«

Noch gar nicht fertig ausgerufen, rennt er wie ein schwarzbrauner Blitz auf mich zu. Hingehockt, nehme ich ihn auf den Arm und richte meine Taschenlampe nach vorn. Hastig bewege ich die Lampe von links nach rechts. Der Lichtkegel kämpft sich durch tausende Wassertropfen, die von den Baumkronen herabfallen. Krümels kleines Herz überschlägt sich jeden Moment. Als ich meinen Fokus auf den Hügel lege, entdecke ich atemstockend eine bunte Fläche im schwarzen Wald. Just in diesem Moment lädt sie sich auf und ist Sekundenbruchteile davor, eine ganze Ladung bunter kleiner Spreng-Formen in meine Richtung zu schleudern. Noch mit Krümel auf dem Arm drücke ich meine Knie

durch, drehe dem Würfel meinen Rücken zu und renne um mein Leben.

Die kühle, feuchte Waldluft strömt durch meine weit geöffneten Nasenlöcher und pustet auch die letzten Krankheitserreger aus mir heraus. Im Sprint setze ich Krümel so unsanft ab, dass er sich überschlägt und sich abrollt. Im Zickzack rennen wir durch den dichten Wald. Kurz wage ich einen Blick nach hinten – und kann den absorbierend schwarzen Kasten in der Dunkelheit nicht finden. Wahrscheinlich findet er aber im dichten Fichtendickicht kein Durchkommen. Da steht er! In einiger Entfernung lädt er erneut eine seiner Flächen auf. Shit! Warum habe ich angehalten?! Sofort springe ich hinter einen umgeknickten, moosbewachsenen Baumstamm, suche nach Deckung und mache mich so klein wie möglich. Krümel, der noch einige Meter hinter mir war, springt im letzten Moment über den aufgequollenen Stamm. Beide Hände längst auf meinen Ohren, fegt ein heller Blitz über uns hinweg. Krümel stellt sich neben einen Baum und bellt den hundert Meter entfernten Würfel an.

»Bist du irre?! ... Hier!«, rufe ich ihm in Embryostellung liegend zu.

Zögernd kommt er zu mir stolziert und fletscht die Zähne. Ich nehme ihn in den Arm und drücke ihn auf den Boden. Ein zweites Mal schießt ein viereckiger Feuersturm über uns hinweg und reißt einen Erdhaufen mit lautem Getöse auseinander. Ich warte auf das Schlimmste und widme Verena meine Gedanken. Eine Minute harre ich in Schockstarre aus und greife Krümel so fest, dass er nach Luft

ringt. Schon wieder leckt er mir übers Gesicht. Ich tunke seine Schwanzspitze, die wie eine Räucherkerze qualmt, in die Pfütze, in der wir liegen. Nach ein paar weiteren Minuten und nachdem endlich diese nervtötende Anzeige vor meinen Augen erloschen ist, spähe ich über unser Versteck ... Hm, er scheint weg zu sein – hoffe ich zumindest. Verdammst, wie soll ich bitte etwas in der Nacht sehen, das nicht einen einzigen Lichtstrahl reflektiert? Mein Opa hätte gesagt: Hier ist es dunkel wie in einem Bärenarsch.

»So, das ist unsere Chance, Krümel.«

Ich raffe mich auf und sprinte weiter. Krümel, der unbekümmert wie eine Gazelle von Pflanze zu Pflanze springt, scheint das alles gar nicht so ernst zu nehmen. Hunderte Meter später greift er im Sprung einen Vogel an, der auf einem herunterhängenden Ast sitzt und sich vor dem Regen schützt. Man, meine Füße tragen mich keinen Kilometer mehr. Aber vielleicht ja noch einen halben? Fünfhundert Meter in Laufrichtung entdecke ich zwei beleuchtete Fenster eines mehrstöckigen Gebäudes, das an einem Dorfrand steht. Auf dem Dach flattert eine weiße Flagge mit rotem Kreuz, die von einem Scheinwerfer beleuchtet wird. Oh man, Dörfern wollte ich künftig eigentlich fernbleiben, hier im Wald möchte ich die Nacht jetzt allerdings auch nicht mehr verbringen.

DIGITALER BEGLEITER

Adjutant | QR Codes

ATMOS6.DE/ADJUTANT



Wie funktioniert das?

Cuber wird durch einen digitalen Begleiter unterstützt, durch den du spannende Zusatzinformationen und Geschichten zu Charakteren, Schauplätzen, Technik und Sonderbarem erhältst. Dieser Adjutant entwickelt sich mit den Kapiteln stetig weiter. Demzufolge lohnt es sich definitiv, den Glossar nach dem Abschluss jedes Kapitels zu erkunden – ohne dass du gespoilert wirst. Somit kannst du ihn auch nach einer Lesepause nutzen, um dein Wissen aufzufrischen. Dennoch ist er für die Geschichte in diesem Buch nicht erforderlich – du kannst Cuber auch ohne den Adjutanten erleben.

Mit dem Code ATMOS6-LESEPROBE
erhältst du kostenfreien Versand.